

25. Jahrgang

Die Zukunft 

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Makedonische Weiden. Von Oheorgow	29
Kobraspfer. Von Johannes Rehnste	37
Der dreifache Silberton. Von Robert Jordan	43
Selbstmordigen. Von Kraus, Silbergleit, Scholz, Gallenfeld, Hünzelmann	46
Der Bürgerkrieg. Von Anatole France	61

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 3 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1916.

Abonnementspreis (vierteljährlich 13 Nummern) M. 5.—, pro Jahr M. 20.—; unter Kreuzband bezogen, Deutschland und Oesterreich M. 5.65, pro Jahr M. 22.60; Ausland M. 6.30, pro Jahr M. 25.20. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten entgegen sowie der

VERLAG DER ZUKUNFT, BERLIN SW. 49, Wilhelmstr. 94, Fernspr. Lützow 7724.

Alleinige Anzeigen-Annahme der Wochenschrift „Die Zukunft“ nur durch **Max Kirstein,** Berlin SW. 69, Märkgrabenstr. 59. Fernsprecher Amt Zentrum 11 949 u. 10 810.

Dresden - Hotel Bellevue

Weltbekanntes vornehmes Haus mit allen zeitgemässen Neuerungen

Fürstenhof Carlton-Hotel = Frankfurt a. M. =

Das Vollendetste eines modernen Hotels. □ Gegenüber dem Hauptbahnhof, linker Ausgang.

Weinstuben

Mitscher

Französische Straße 18

Krebse
Vorzügli che
Küche

Zentrum 2281

Berlin-Weinrestaurant Willys-Berlin

Frühstück von 12—4 Uhr :: Fünf-Uhr-TEE :: Abends n. d. Karte

Vornehme
Konzerte.

Kurfürstendamm 11

Vornehme
Konzerte.

Kurfürsten-
damm 235

„Königin“

Kurfürsten-
damm 235

Weinrestaurant I. Ranges

Täglich Konzert

□□

Täglich Konzert

SAMMLUNG HUGO SCHMEIL, DRESDEN

Versteigerung am 17. Oktober d. Js.

Werke von Bäckla — Corinth — Courbet — Defregre — W. v. Diez
Frücher — Habermann — Hagemeister — Haider — Holder — Israels
F. A. v. Kaulbach — A. v. Keller — Kusch — Lechl — Leopold — Leis ikow
Lenbach — M. Liebermann — G. v. Max — Mayr-Graz — Munkacsy
Roussou — E. Schleich sen. — Schüchler — Schuch — Segantini
Spitzweg — Stadler — F. Stahl — Susek — H. Thoma — Trübner
Ude — Walli — E. Zimmermann — Zügel n.a.m.

Leitung: Hugo Helbing, München und Paul Cassirer, Berlin

Vorbesichtigung vom 7.—16. Oktober

Nichtillustrierter Katalog Mk. 1.—. Illustrierter Katalog mit 123 Tafeln Mk. 20.—
Kataloge sowie alle Auskünfte durch die Leitung

GALERIE PAUL CASSIRER, BERLIN W 10



Berlin, den 14. Oktober 1916.

Makedoniens Helden.*)

Ave imperator: mortui te salutant.

Vor seiner Ankunft in Niſch hatte der Deutsche Kaiser den Wunsch ausgedrückt, die ehemaligen makedoniſchen Revolutionäre zu ſehen, von denen er oft ſprechen gehört und die ſeit Jahren mit bewundernswerther Kraft, Beharrlichkeit und eiſernem Willen den Kampf für die Freiheit ihres makedoniſchen Vaterlandes geführt hatten.“ Die Manen der gefallenen Helden Makedoniens müſſen ſich ehrerbietig vor dem Deutschen Kaiſer verneigt haben ob dieſer Worte höchſter Anerkennung für heldenhaftes Wirken, dem ihr ganzes Leben gegolten hatte und dem es zum Opfer gebracht worden war. Es war ein ſchweres Ringen, das Heldennaturen gebar und gewaltige Opfer forderte, dieſer über ein Vierteljahrhundert währende Kampf um die Freiheit des Bulgarenvolkes in Makedonien, das erſt nach allen anderen Balkanländern die Sonne der Freiheit über ſeinem Horizont ausgehen ſehen ſollte, trotzdem gearde dort zuerſt die Lichtſtrahlen aus der dunklen Vergangenheit des Bulgarenvolkes durchbrachen.

Schon in älteſter Zeit hatten Bulgaren Makedoniens, vor der offiziellen Annahme des Chriſtenthums durch den Bulgarenfürſten Boris, dem Heidenthum entſagt und Chriſti Glauben bekannt. Makedoniens Boden entſtammten auch die beiden Brüder, die das Evangelium Chriſti den Slawen, nicht nur denen der

*) Unſere türkiſchen Freunde werden es nicht übel nehmen, wenn ich hier an die Zeit der Miſchwirthſchaft erinnere; ſie wiſſen, mit welcher Aufrichtigkeit beſonders wir Makedonen nach unſerer endgültigen Abrechnung wegen unſeres Heimathlandes, trotz der früheren Feindſchaft, ein inniges Zuſammengehen mit der Türkei empfahlen.

Balkanhalbinsel, verkündet und die Heilige Schrift in eine makedonische Abart der altbulgarischen Sprache übersetzt hatten. Auf diesem Boden wirkte der erste bulgarische Kirchenlehrer und Schulmann, der Heilige Clemens, der deshalb zum Schutzpatron der jungen bulgarischen Universität Sofia erkoren wurde. Als dann das bulgarische Volk, in tiefen nationalen Schummer versunken, Jahrhunderte lang ein kümmerliches Dasein führte, hat seinem Volk wieder ein aus makedonischer Erde stammender Bulgare, der Mönch Paisii, in seiner in vollkommener Abgeschlossenheit auf dem Berg Athos vor hundertfünzig Jahren verfaßten, in zahlreichen Abschriften verbreiteten ersten Geschichte des Bulgarenvolkes die flammenden Worte entgegengeschleudert: „Erwache aus tiefem Schlaf, Bulgarenvolk, und besinne Dich, daß Du einst auch eine Geschichte hattest, reich an Heldenthaten; erkenne Dein Geschlecht und Deine Sprache.“

Ein Bulgare aus Makedonien, Hadzhi Jakim aus Ritschewo, ließ am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts in Budapest die ersten Bücher in neubulgarischer Sprache erscheinen. Makedonien gebar auch den Vater des bulgarischen Schulwesens, Neofit Rilski, der die ersten regelrechten bulgarischen Schulen errichtete, eine bulgarische Grammatik und einige Lehrbücher verfaßte. Auf makedonischem Boden entstand die erste bulgarische Druckerei, eröffnet von einem makedonischen Geistlichen, dem Archimandriten Theodosi; sie arbeitet zuerst im Geheimen, im Herzen Makedoniens, und wird später nach Saloniki verlegt.

Den Brüdern Miladinow aus Struga am Orhidasee verdankt Bulgarien die erste größere Sammlung von bulgarischen (meist makedonischen) Liedern; und dem Makedonen Schinsifow aus Welos die Anfänge der volkstümlichen Poesie. Die Bulgaren in Stropje 'sokoerten zuerst, in 'den Jahren '1822 bis '1833, von dem phanariotischen Patriarchat eigene bulgarische Bischöfe, statt der Griechen, für ihre Diözese. Doch mußte der Kampf der Bulgaren um eine nationale Kirche, der also auf makedonischem Boden entbrannte, noch vierzig volle Jahre mit der bekannten bulgarischen Hartnäckigkeit geführt werden, ehe er den Sieg erstritt. Und trotz Alledem mußte gerade Makedonien, als das Licht der politischen Freiheit über dem Bulgarenvolk aufging, noch länger in politischer Knechtschaft ausharren.

War aber wirklich die Lage der Bulgaren unter türkischer Herrschaft so unerträglich, daß sie mit Anspannung aller Kräfte streben mußten, sich dieser Herrschaft zu entziehen? Ich will hier nicht eine erschöpfende Schilderung dieser argen Herrschaft geben.

Einige schlichte Fälle aus meiner frühesten Kindheit mögen vielleicht eher überzeugen als die ausführlichste Beschreibung der trostlosen Zustände, die alle Christenvölker des Balkans immer zur Auslehnung wider das Türkenjoch getrieben haben.

Ich mag ein Kind von zehn Jahren gewesen sein, als ich einmal neben unserem Haus in meiner Vaterstadt Veles am Wardar mit anderen bulgarischen Knaben einem Kinderpiel zweier jungen Türken zusah. Plötzlich geriethen die Spielenden in hitzigen Streit darüber, wer bei einem Wurf Recht hatte. In den Streit mischte sich, ungebeten, als Zeuge einer der bulgarischen Knaben und sprach sich naiv zu Gunst des einen Türken aus. Da griff der Spielgenosse blitzschnell in seinen Gurt, zog einen Dolch heraus und zückte ihn gegen den unliebsamen Schiedsrichter, der eilig in unser Hausthor flüchtete und sich nur dadurch der Wuth des jungen Türken entzog. Während die Türken meist bewaffnet gingen, war den Christen streng verboten, Waffen zu tragen. Da vor Gericht ein christlicher Zeuge gegen einen Mohammedaner nicht zugelassen wurde und in solchen Fällen kaum ein Mohammedaner gegen einen Glaubensgenossen als Zeuge auftritt, wäre der Türke, wenn er den Bulgaren getötet hätte, straflos geblieben. Uebrigens ist ja bekannt, welche diplomatische Druckmittel selbst die Großmächte immer anwenden mußten, um die Bestrafung eines Türken zu erlangen, der sich an einem Ausländer vergriffen hatte. Wie schwer war bei der türkischen Regierung die Bestrafung des Soldaten durchzusehen, der einen deutschen Major in Konstantinopel niedergeschossen hatte, weil der Offizier ihn beim Cinerziren zur Rede gestellt und wegen Unbotmäßigkeit mit einer Ohrfeige bestraft hatte!

Die Kirchen meiner Vaterstadt ragen auf malerischen Anhöhen außerhalb der Stadt. Der Weg zu einer dieser Kirchen führte durch das Türkenviertel. Wir bulgarischen Kinder wagten selten, ohne Begleitung von Erwachsenen hindurch zu gehen, weil wir immer Angriffen der übermüthigen türkischen Gassenjugend gewärtig sein mußten, gegen die wir uns nicht zur Wehr setzen konnten, da nach türkischen Begriffen nicht geduldet werden kann, daß Türkenjugend, als zum herrschenden Volk gehörig, von christlichen Buben, die unterwürfige Rajah sind, auch nur in Nothwehr angefallen wird. Die erwachsenen Türken hätten sich auf die Christenknaben gestürzt und sie belehrt, daß man gegen einen Türken, und sei er ein Gassenjunge, nicht ungestraft die Hand heben dürfe. Gegen einen erwachsenen Türken darf sich auch erwachsene Rajah nicht zur Wehr setzen: sie würde

sonst eines schlimmen Vergehens gegen die Majestät des herrschenden Volkes schuldig.

Natürlich mußten solche Zustände einem Volk, dessen größten Theil der Berliner Vertrag der Türkei entrißen hatte, in den noch den Türken verbliebenen Gegenden Makedoniens bald unerträglich werden und in ihm den Willen wecken, durch eigene Kraftanstrengung eine Besserung seiner Lage zu erwirken. Diesem Drang nach einem menschenwürdigeren Leben entsprang die gefürchtete makedonische Organisation, die schließlich die völlige Lösung des Landes von der Türkenherrschaft, weil es nicht anders ging, erzwang und nun hohes Lob aus dem Mund Kaiser Wilhelms vernommen hat.

Im Jahr 1893 war ein makedonischer Lehrer, Damjan Gruew, wegen politischen Verdachtes ins Gefängniß von Bitolja (Monastir) geworfen worden. Hier entwarf er den Plan einer revolutionären Organisation, die ihr Netz über ganz Makedonien ausbreiten und das bulgarische Volk zum Kampf gegen die Türkenherrschaft erziehen sollte. Diesen Plan besprach er mit seinem Freund Gohje Deltšew, der ihn öfter im Gefängniß besucht hatte. Der aus der Haft Entlassene ging mit Deltšew sofort ans Werk: und bald umspannte die Organisation alle bulgarischen Gauen des Landes bis in die entlegensten Winkel. Die beiden Männer bereisten, als Bauern, Kaufleute oder Mönche verkleidet, das Land von einem Ende zum anderen und ihre Predigten fanden überall ein williges Ohr. Doch sollten sie selbst die Zeit nicht erleben, der sie so heldenhaft ihr Leben geweiht hatten.

Im Herbst 1902 war von makedonischen Freischaaren, die aus Bulgarien über die Grenze gegangen waren, ein Putsch im nordöstlichen Zipfel Makedoniens angezettelt worden. Die „innere makedonische Organisation“, der die Zeit für einen allgemeinen Aufstand noch nicht gekommen schien, war gegen diesen Putsch gewesen. Aber der Gang der Ereignisse zwang sie rasch, sich der Bewegung anzuschließen. Gohje Deltšew, den das Volk nur Gohje nannte, durchquerte das Land in den seltsamsten Verummungen, um Stimmung für den Aufstand zu machen und die Verbände der Organisation dazu vorzubereiten. Die Führer kamen im Frühjahr 1903 in Saloniki zusammen, weil sie sich dort fast sicher fühlten. Deltšew trug das Kleid eines Bauers, der auf den Markt gehen will. Nach der glücklich verlaufenen Versammlung verließ er mit einigen Getreuen Saloniki. Aber inzwischen hatten die türkischen Behörden ausgespürt, daß der berühmte Revolutionär, der Abgott aller rebellisch gesinnten

makedonischen Bulgaren, in der Hauptstadt des Landes gewesen sei. Ein ganzes Bataillon wurde ihm eilig nachgeschickt. Das ereilte beim Dorf Banika die kleine Schaar, die sich zwar tollkühn mit Flinten und Bomben wehrte und den Feind schwere Verluste leiden, jedoch auch ihren Führer auf der Walfstatt ließ. Deltshew's Leichnam wurde von den Türken nicht erkannt.

Im August brach der allgemeine Aufstand aus, der besonders im Wilajet Bitolja großen Umfang annahm. Hier leitete die Bewegung das wirkliche geistige Haupt der Revolution, Damjan Gruew, vom Volk kurz Damjan genannt. Nach einigen Wochen wurde der Aufstand grausam unterdrückt, wobei hundertdreißig Dörfer dem Erdboden gleich gemacht und Hunderttausende von Bulgaren den entsetzlichsten Verfolgungen ausgesetzt und dem grauigsten Elend preisgegeben wurden. Dennoch war das Volk nicht entmuthigt und behütete sogar die Führer, die solch namenloses Unglück über das Land gebracht hatten, wie seinen Augapfel, immer bereit, auf ihr Geheiß sich wieder zu erheben. Tausend türkische Pfund waren auf den Kopf Gruew's ausgesetzt worden. Während des ganzen Winters hielt er sich in der Stadt Bitolja auf, wo es von Spähern wimmelte und wo alle Bulgaren seinen Aufenthalt kannten. Kein Verräther fand sich, keiner gab für schönes Gold den Kopf des geliebten Freiheitapostels hin, der, äußerlich wie im Gemüth, eher einem Religionsstifter als einem Revolutionär glich. So hatten diese führenden Geister der Revolution die Masse für ihre Idee zu begeistern vermocht. Wo sie zu verwegener That entschlossene Leute brauchten, die tollkühnen Muthes ihr Leben einsetzen wollten: nie fehlten sie ihnen; sogar Frauen stellten sich in den Dienst der großen Sache. Einst sollte die Osmanenbank in Saloniki in die Luft gesprengt und dadurch der europäischen Diplomatie bewiesen werden, daß die türkische Regierung mit gesetzlichen Mitteln, ohne wüste Ausschreitung nicht die Ordnung im Land zu erhalten vermöge. Vielleicht schritten die Großmächte dann ein; hatte doch der Berliner Vertrag im Artikel 23 ihnen die Pflicht auferlegt, für ordentliche Verwaltung in Makedonien zu sorgen. Der Plan war nicht leicht auszuführen. Monate lang mußte mühsam unter den schlimmsten Verhältnissen vorgearbeitet und in jedem Augenblick die Entdeckung erwartet werden. Und doch setzten junge Leute frohen Muthes ihr Leben dafür ein. Schräg gegenüber dem Gebäude der Bank wurde ein Laden gemiethet, in dem sie ein Mehlgeschäft einrichteten, und nachts unter dem Laden und quer unter der Straße ein Gang gegraben. Am Tag schleppte man in Mehlsäcken die

Erde weg. Sechs Wintermonate hindurch mußten die Jünglinge ein wahres Maulwurfleben unter der Erde führen, bis der unterirdische Gang hergestellt war und das Dynamit unter die Bank gelegt werden konnte. Am sechzehnten April 1903 flog das Gebäude in die Luft, sammt dem jungen Manne, der zur Sprengung ausersehen worden war; von den nächsten Dächern warfen seine Genossen Bomben auf die herbeigeeilten Polizisten und Soldaten, von deren Kugeln die tollkühnen Jünglinge dann fast sämtlich niedergestreckt wurden. Dieses heldenhafte Verhalten der Revolutionäre bestimmte den Kommandanten der türkischen Truppe, Arab Binbaschi, sich an seine Soldaten mit den Worten zu wenden: Bakânâs tschodschuklar, nasâl vatan itschün ölünür (Sehet, Jungens, wie man fürs Vaterland stirbt)!

Um die selbe Zeit, am vierzehnten April, lag im Hafen von Saloniki das französische Schiff „Guadalquivir“ und schickte sich an, die für das türkische Heer mitgebrachte Munition zu löschen. Das mußte verhindert werden. Ein bescheiden gekleideter junger Mann stieg noch am Nachmittag, ein Paket unter dem Arm tragend, die Schiffstreppe hinauf. Nach etlichen Minuten erfolgte eine schreckliche Explosion und das Schiff stand in hellen Flammen. Diesmal ging der Sprenger heil davon: er war unter den Passagieren nicht erkannt worden und kam glücklich wieder an Land.

Der Aufstand war unterdrückt worden; hatte aber endlich die europäische Diplomatie aus ihrem Schlaf geweckt und genöthigt, für Makedonien Reformen zu fordern. Da das schlimme Loß der Christen sich dennoch nicht besserte, mußten die Revolutionäre, trotz ihren bösen Erfahrungen, das Werk weiter führen. Gruew war unermüdet. Im Sommer 1906 hatte er wieder Makedonien bereist und durchforscht; mit dem Winter wollte er, zu kurzem Besuch, nach Bulgarien kommen. Als er in Bauers-tracht der Grenze zuschritt, ereilte auch ihn irgendwo im verschneiten Gebirge das Schicksal: eine türkische Patrouille hat ihn, ohne zu wissen, wen sie vor sich habe, auf ihrem Streifzug entdeckt und erschossen. Das Andenken dieses größten aller makedonischen Revolutionäre wird in den Herzen der makedonischen Bulgaren nie erlöschen.

Eine Heldenatur anderer Art war Todor Lasarow aus Schtip; auch zuvor Lehrer. Er glich einem Heiligen. Jämmerliche türkische Gefängnisse hatten auch in seinen Körper den Todeskeim der Schwindsucht gelegt. Doch das Feuer seiner Freiheitliebe glühte fort. Alle Fäden der Organisation hielt er in seiner Hand. Troßdem Siechthum ihn schon Monate lang aus Bett kettete,

war seine moralische Kraft ungebrochen; vom Krankenlager aus leitete er die weitverzweigte Organisation. Ich habe ihn noch vor Augen, wie er mit innerer Zufriedenheit den Berichten lauschte, die Professor Miletitsch und ich nach unserer Rückkehr vom Ausland ihm erstatteten. In seinem Auftrag hatten wir 1912 in den europäischen Hauptstädten die unhaltbare Lage in Makedonien geschildert und den Politikern gesagt, nur schnelle Hilfe könne die Katastrophe noch aufhalten. Und wie feurig glänzte sein Auge, als am Nachmittag des denkwürdigen dreißigsten September 1912 der Straßenjubiläum in Sofia anzeigte, daß Bulgarien sich entschlossen habe, zur Befreiung seiner unglücklichen Volksgenossen das Schwert zu ziehen! Das Werk, dem sein Leben gegolten, ging der Vollendung entgegen. Die Hoffnung auf diese Stunde hatte den Leidenden erhalten; doch ich ahnte, daß sein revolutionärer Geist nicht ruhig abwarten werde, bis die Natur selbst ihr Werk vollbringe, und sprach Freunden die Furcht aus, daß er sich selbst töten werde. Der Revolver, der ihm sein Leben lang treu gedient hatte, lag ja immer geladen neben ihm im Bett; er sollte vielleicht auch vor unsauberen Händen den Aufrührerschah behüten, den Lasarow in goldenen Münzen unter seinem Kissen bewahrte. An einem kalten Oktobermorgen, ehe noch der Donner der Befreiungsgeschütze an der türkischen Grenze begonnen hatte, fand man den Helden tot in seinem Gasthausbett, das Herz von der erlösenden Kugel durchbohrt. Ein echter Revolutionär stirbt nicht von tückischer Krankheit im Bett; er macht selbst seinem Leben ein Ende, wie er's, mit einer Kugel oder dem stets bereiten Gift, thäte, um nicht lebend in Tyrannenhand zu fallen.

Als der große Krieg begann, stellten die Makedonensführer, die Serbien noch mehr als die Türkei hassen gelernt hatten, sich sofort offen an die Seite der Centralmächte. Und da das ganze politische Leben Bulgariens von Einflüssen aus Makedonien durchdrungen ist, mußte unsere Stellung wohl auf die internationale Politik dieses Königreiches einwirken. Hohe Anerkennung des von Makedonen für Bulgariens Anschluß an die Centralmächte Geleisteten dürfen wir den Worten entnehmen, die Kaiser Wilhelm am Anfang dieses Jahres in Nisch sprach.

Sofia.

Professor Dr. J. Scheorgow.

Todesopfer.

Nichts kann sich selbst vernichten. Es giebt also auch keinen Selbstmord. Kein Einzelwesen vermag seiner Wirklichkeit das Ziel selbst zu setzen, weder ein Ding noch ein Bewußtsein, weder ein Leib noch eine Seele, am Wenigsten der Mensch, diese Wirkenseinheit von Seele und Leib.

All das viele Einzige, das in seiner Mannichfaltigkeit die Welt ausmacht, ist entweder Einzelwesen oder nur eine Wirkenseinheit von Einzelwesen, wie der Mensch, oder eine Wirkenseinheit von Wirkenseinheiten, wie der Staat von Menschen. Die Einzelwesen unserer Welt sind entweder „zusammengesetzte“, die eben aus einer Mehrzahl von Einzelwesen bestehen, oder aber einfache Einzelwesen, von denen also jedes nicht wieder eine Mehrzahl von Einzelwesen aufzuweisen hat. So giebt es einfaches Ding und es giebt aus Dingen bestehendes Ding, dessen Theildinge in besonderem Wirkungszusammenhang stehen und darum eine besondere Wirkenseinheit ausmachen.

Vernichtet werden kann von all dem Einzigen der Welt überhaupt nur, was eine Wirkenseinheit ist, also aus Einzelwesen oder aus Wirkenseinheiten von Einzelwesen besteht. Mit anderen Worten: zu vernichten ist in der Welt nur „zusammengesetztes“ Einziges. Darum läßt sich das aus Dingen bestehende Ding, das ja die Wirkenseinheit seiner Theildinge darstellt, vernichten, niemals aber das einfache Ding.

Jede Wirkenseinheit von Einzelwesen oder von Wirkenseinheiten ist zwar, wie das Einzelwesen, auch Einziges, aber nicht jede ist auch selbst wieder ein Einzelwesen. Es giebt also Wirkenseinheiten, die selbst Einzelwesen sind, und andere, die es nicht sind. In der Welt der Dinge findet man freilich keine besondere Wirkenseinheit von Dingen, die nicht auch selbst ein besonderes Ding ist; also jedes aus Dingen bestehende Einzige, jede besondere Wirkenseinheit von Dingen ist auch ein besonderes Ding, ein besonderes Einzelwesen.

Zur Welt aber gehören nicht nur Dinge, sondern auch Bewußtseinswesen, also Einzelwesen, die nicht selbst Dinge sind, wohl aber in Wirkungszusammenhang mit Dingen stehen und so mit ihnen zusammen Wirkenseinheiten ausmachen. Solche Wirkenseinheit von einem Bewußtseinswesen und einem Ding ist der Mensch. Diese Wirkenseinheit der Einzelwesen „Seele“

(Bewußtseinswesen) und „Leib“ (Ding) ist aber selbst nicht wieder ein besonderes Einzelwesen; und eben so ist auch der Staat, der ja aus Menschen, den Wirkenseinheiten von Seele und Leib (psychophysischen Einheiten), besteht, sicherlich eine besondere Wirkenseinheit, doch nicht selbst wieder ein Einzelwesen. Also nicht Alles, was sich in der Welt als eine Wirkenseinheit zeigt, ist auch Einzelwesen, insbesondere nicht, was wir „Mensch“ und was wir „Staat“ nennen. Wie viel Irrendes Gerede ist aus der falschen Meinung geboren, der Mensch und der Staat seien nicht nur Einheiten, sondern auch Einzelwesen!

Weil nun Mensch und Staat Wirkenseinheiten sind, so gehören Beide zum Vergänglichen und können vernichtet werden; denn alles Einzige, das zu Grunde geht, ist ausnahmslos eine Wirkenseinheit von Einzigem und entweder, wie das zusammengesetzte Ding, auch Einzelwesen oder, wie der Mensch und der Staat, nur Wirkenseinheit von Einzelwesen.

Aber nichts kann sich selbst vernichten, daher auch nicht das Einzige, das wir einen Menschen oder einen Staat nennen, und nicht das Einzige, das wir „menschliche Seele“ oder „menschlichen Leib“ nennen. Wer von „Selbsthingabe“, von „Selbstopferung“ im Sinn von „Selbstvernichtung“ spricht, Der behauptet, mag er nun unter dem „Selbst“ einen Menschen oder eine menschliche Seele verstehen, Unmögliches: Nichts kann sich selbst vernichten. Freilich ist der Mensch wohl zu vernichten, nimmermehr aber die menschliche Seele, weil sie weder ein zusammengesetztes Einzelwesen noch überhaupt eine Wirkenseinheit darstellt. Die menschliche Seele ist eben einfaches Einzelwesen und gehört daher, wie das einfache Ding, zum Unvergänglichen der Welt.

Die Vernichtung der Wirkenseinheit „Mensch“ nennen wir „Tod“. Der Tod des Menschen bedeutet aber nicht, daß all das Einzige, aus dem die psychophysische Einheit „Mensch“ besteht, zu Nichts werde, sondern eben nur, daß der Wirkenszusammenhang von Seele und Leib aufgehoben ist und also die Wirkenseinheit „Mensch“ zu bestehen aufgehört hat.

Nun tritt die Vernichtung des Menschen, der Tod des Menschen, immer zusammen auf mit der Vernichtung des menschlichen Leibes als organischer Einheit, so daß wir sagen müssen, die Wirkenseinheit von Seele und Leib, der „Mensch“, höre zu bestehen auf zugleich mit der Vernichtung der Wirkenseinheit, die das Einzelwesen „Leib“ darstellt. Vergeht der Leib, so vergeht damit auch der Mensch zugleich. Weil aber der

menschlische Leib, diese organische Einheit, und der Mensch, diese Wirkenseinheit von Leib und Seele, stets zugleich vergehen, so kann auch der menschlische Leib und seine Vernichtung nicht die „Ursache“ der Vernichtung des Menschen sein, denn Dieses hieße ja zugleich auch, daß der Leib sich selbst vernichte, was unmöglich ist.

Was aber vom Leib aus der Wirkenseinheit „Mensch“ nicht angethan werden kann, Das vermag ihr die menschlische Seele anzuthun. Unvergänglich, wie die Seele als einfaches Wesen sein muß, kann zunächst von ihrer Vernichtung überhaupt nicht die Rede sein, darum auch nicht davon, daß mit Vernichtung der Wirkenseinheit „Mensch“ zugleich auch, wie die Vernichtung der organischen Einheit „Leib“, so die Vernichtung der Seele des Menschen eintrete.

Die menschlische Seele ist ein Einzelwesen, das zur Wirklichkeit gehört, also „wirkendes“ Einzelwesen ist. Wir wissen auch, daß sie insbesondere als wollendes Bewußtsein, als Wille, auf den Partner, „ihren“ Leib, wirken kann. Wirkungen dieser Art kennen wir vor Allem als bestimmte Veränderungen des Leibes. Doch wir kennen auch als eine Willenswirkung des menschlichen Bewußtseins Das, was wir die Vernichtung des menschlichen Leibes, dieser organischen Wirkenseinheit zahlloser einfachen Dinge, nennen. Da nun aber mit dessen Vernichtung auch zugleich, wie feststeht, die Vernichtung des Menschen, zu dem der Leib gehört, eintritt, so besteht der Satz zu vollem Recht, daß wir menschlichen Seelen selbst, gleichwie „unseren“ Leib, damit auch die Wirkenseinheit „Mensch“, zu der wir Seelen gehören, vernichten können. Die Thatsache, die man mit dem zweifelhaften Wort „Selbstmord“ belegt, macht Dies offenbar. Das Wort „Selbstmord“ ist, wie auch die Worte „Selbsthingabe“, „Selbstopferung“, ein Widerspruch in sich, mag nun als das hierbei in Frage kommende Wollende der Mensch oder die menschlische Seele bezeichnet werden. Abgesehen aber auch von dem Widerspruch, der in diesen Worten selbst liegt, da doch nichts sich selbst vernichten kann, haben sie, wenn die Seele als das Wollende gemeint ist, auch schon deshalb keinen Sinn, weil die Seele als einfaches Einzelwesen keine Wirkenseinheit von Einzelwesen, wie immerhin der Mensch es ist, bedeutet und darum gar nicht vernichtet werden kann.

Redet man demnach von „Selbstmord“, „Selbsthingabe“, „Selbstopfer“, so kann unter Dem, was vernichtet wird, nur Wirkenseinheit verstanden sein, und zwar die organische Ein-

heit „Leib“, dieses zusammengesetzte Einzelwesen. Was nun diese Vernichtung wirkt, kann nicht das Selbe sein, wie Das, was vernichtet wird. Also weder der Leib noch die Wirkenseinheit „Mensch“, sondern nur das mit dem Leib in der Wirkenseinheit Mensch verknüpfte unvergängliche Bewußtseinswesen, die menschliche Seele, kann hier das Wirkende bedeuten. Diese selbst kann ja überhaupt nicht hingegeben, geopfert, gemordet werden, wohl aber kann sie, wie die Thatsachen lehren, hingeben, opfern, morden, insbesondere auch „ihren“ Leib, dieses zusammengesetzte Einzelwesen, das mit ihr zusammen einen Menschen ausmacht.

Wer von uns menschlichen Seelen also seinen Partner, den Leib, hingeben, opfern will, Der will eben diesen Leib vernichten und damit zugleich den Tod des Menschen wirken, dieser psychophysischen Wirkenseinheit, zu der die Seele bis dahin gehört. So ist das Leibopfer, das die menschliche Seele bringt, immer ein Todesopfer. Der Mensch stirbt, die Wirkenseinheit von Seele und Leib hat ein Ende, und zwar durch die den Tod vollende Seele, die diese Vernichtung wirken kann.

Wir menschlichen Seelen also, die wir selbst unvergängliche Bewußtseinswesen sind, können das Todesopfer bringen. Wir nennen diese Hingabe des Leibes aber ein Opfer und bringen dadurch Zweierlei noch besonders zum Ausdruck. Erstens bedeutet Opfer immer Etwas, das wir um etwas Anderen willen wollen, das wir Wollende verwirklichen müssen, um jenes andere Gewollte verwirklichen zu können; Opfer wollen wir immer nur als Mittel zu einem Zweck. Opfer wollen kann also nur, wer zuvor schon Etwas will (einen Zweck), zu dessen Verwirklichung das Opfer als notwendige Voraussetzung gilt. Zweitens bedeutet das Opfer immer solche Hingabe, also Vernichtung (sei es auch nur für die wollende Seele allein), die das wollende Bewußtsein als ihm Unlust Bringendes ansieht und daher niemals als Selbstzweck wollen kann, sondern eben immer nur als das für die Verwirklichung eines Zweckes notwendige Mittel wollen wird. Das Wort „Opfer“ hat darum für den Wollenden stets einen bitteren Beigeschmack. Denn Niemand will Etwas, das nach seiner Meinung ihm Unlust bringt, an sich selbst; will Einer etwas ihm Unlust Bringendes, so will er es immer nur als Mittel zu einem Zweck.

Stets also ist, was wir Opfer nennen, von uns Wollenden als Unlust Bringendes angesehen. Messen wir daher das Opfer nach seiner Größe, sprechen wir von kleinen und großen

Opfern, so ist das Maß dafür immer die Größe der Unlust, die von uns als mit der Hingabe verknüpft angesehen wird: der Grad dieser vorgestellten Unlust allein bestimmt dem Opfern-wollenden die Größe des Opfers.

Wer ohne Heuchelei uns sagt: „Ich bringe das Opfer gern“, also andeutet, das Opfer gelte ihm als nicht mit Unlust verknüpft, Dem ist, was er hier „Opfer“ nennt, vielleicht früher wohl als Opfer erschienen: und so nennt er es denn auch jetzt noch mit diesem Namen, während es ihm jetzt in der That nicht mehr als ein Opfer (Unlust Bringendes) erscheint. Wahr bleibt nun einmal: Opfer und Seufzen gehören zusammen und der fröhliche Geber kennt kein Opfer. Nicht jede Hingabe ist ein Opfer, darum auch nicht jede Hingabe des Leibes ein Todesopfer, und wenn eins, ein nicht jedem Wollenden gleich großes Opfer.

Die Größe, die dem Todesopfer beigemessen wird, hängt ganz davon ab, wie die opfernde Seele zu der übrigen Welt sich stellt, die sie hingeben kann, insbesondere zu „ihrem“ Leib, durch den allein sie mit allem Anderen der Welt eben in Zusammenhang steht. Je höher sie daher diesen Zusammenhang schätzt, je mehr sie „an der Welt hängt“, um so größer wird ihr das Todesopfer, um so schwerer ihr das Leibopfer sein.

Je mehr nun die menschliche Seele sich besinnt und sich selbst als ein besonderes Einzelwesen erkennt, das zwar im innigen Wirkenszusammenhang mit „seinem“ Leib sich weiß, aber eben deshalb gerade den Leib auch als ein „anderes“ Einzelwesen erkennt und ihn nicht etwa, wie wohl vorwissenschaftliches Bewußtsein meint, als diesem erkennenden Wesen zugehörend oder gar mit diesem zusammen ein Einzelwesen ausmachend begreift, je mehr der Seele diese Erkenntniß von sich selbst als einfachem Einzelwesen und von dem Menschen als der bloßen psychophysischen Wirkenseinheit aufgeht, desto geringer wird ihr auch das Todesopfer erscheinen.

Dazu hilft aber vor Allem noch ein besonderer Umstand mit. Das Todesopfer muß der Seele um so geringer erscheinen, je mehr Unlust Bringendes ihr die „Welt“, also das Andere, was außer ihr zu der Welt gehört, seien es Dinge, seien es menschliche Seelen, geboten hat. Diese Erfahrung löst uns Seelen als wollende Wesen mehr und mehr von der Welt, zu der ja auch der Leib gehört. So lange darum die Hingabe des Leibes für eine Seele noch ein Opfer ist, so lange ist ihr die Welt noch kein „Jammertal“, hat sie noch „nicht Lust, abzuschneiden“.

Es giebt eben kein Opfer ohne Zweck. Wer sagt, Etwas oder

Einer sei „zwecklos geopfert worden“, behauptet auch nicht, daß gar kein Zweck gewollt worden sei, er sagt vielmehr nur, daß das für den gewollten Zweck von dem Wollenden verwirklichte Mittel zur Verwirklichung des Zweckes nicht ausreichend war.

Was nun insbesondere das Todesopfer als Hingabe des Leibes angeht, so läßt sich überhaupt auch nicht jede Leibhingabe, nicht jede Vernichtung dieses Partners durch die wollende Seele, ein Opfer nennen. So ist, was man „Selbstmord“ nennt, nicht als Todesopfer zu bezeichnen, weder, wenn die wollende Seele etwa gar das Unmögliche, die Vernichtung ihrer selbst, zum Zweck hätte, noch, wenn sie ein anderes Leben bezweckte und deshalb den Tod des Menschen, zu dem sie jetzt gehört, als Mittel wollen müßte. In beiden Fällen steht eben die Seele die besondere Wirkenseinheit „Mensch“, zu der sie und „ihr“ Leib gehört, als Etwas, das ihr Unlust bringt, an, das sie daher „gern“ vernichtet sähe, deren Vernichtung (Tod) ihr also nicht als Unlust Bringendes vorschwebt und eben darum als Mittel zu dem Zweck durchaus nicht ein „Opfer“ bedeuten wird. Die Seele, die „gern“ aus dem Leben scheidet, die „gern“ in den Tod geht, also gern „ihren“ Leib hingiebt, bringt kein „Opfer“.

Der Zweck des Todesopfers kann überhaupt nicht das Bewußtseinswesen, das den Zweck will, selbst angehen. Und zwar kann dieser Zweck weder das Leben dieses Bewußtseinswesens als menschlicher Seele, wie man es im Wirkenszusammenhang mit dem menschlichen Leib findet, treffen (bedeutet doch das „Todesopfer“ gerade die Vernichtung dieser Wirkenseinheit), noch auch auf das Leben dieses Bewußtseinswesens nach dem „Tode“ des Menschen gehen. Denn im letzten Fall wird, wie wir erkannt haben, der Tod zwar das gewollte Mittel zum gewollten Zweck sein, aber dieses Mittel ist, eben weil die Seele es hier nicht als etwas Unlust Bringendes ansieht, eben kein Opfer zu nennen. Das Opfer, auch das Todesopfer, bedeutet in jedem Fall ein gezwungenes Gewolltes. Freiwillige Hingabe giebt es zweifellos; „freiwilliges Opfer“, insbesondere auch „freiwilliges Todesopfer“ aber giebt es nicht, denn Das ist ein Widerspruch in sich.

Der Zweck des Todesopfers ist allerdings stets von der das Leibopfer bringenden Seele selbst gewollt, aber er ist in allen Fällen ein selbstloser, er betrifft niemals diese Seele selbst. Und sehen wir genauer zu, so geht der Todesopferzweck ausnahmslos auf Wirkenseinheiten der Welt, zu der die wollende Seele bis dahin gehört, sei es auf Menschen, sei es auf Wirkensein-

heiten von Menschen, insbesondere auf den Staat, zu dem das Todesopferzweck wollende Bewußtsein als menschliche Seele sich zugehörig weiß und um dessen willen es „in den Tod geht“.

Da aber Mittel und Zweck in notwendigem Zusammenhang stehen, so muß eben auch die einzelne Seele im Staat, sobald sich ihr das Todesopfer als das nothwendige Mittel zur Erhaltung dieser Wirkenseinheit „Staat“ herausstellt, das Leibopfer wollen. Nur eine menschliche Seele, der das Bewußtsein der Zugehörigkeit zu einem Staat gänzlich fehlt, wird, obgleich sie doch mit „ihrem“ Leib zusammen einem Staat zugehört, das Todesopfer für den Staat nicht bringen wollen und darum auch nicht bringen können.

Greifswald.

Professor Dr. Johannes Rehme.



Nähe des Todes.

Der Tod, der ist nicht Weib und auch nicht Mann.
Mit eisigem Finger tupft' es meinen Nacken,
ich durste mich nicht drehn und ihn nicht packen,
ein Heer von Schauern heiß mich überrann.

Und wies mich granzte und wie ich so sann,
was ich mich sollt' mit Tod und Teufel placken,
schlag ich die Sporn zusammen mit den Hacken:
faß an, Gespenst, ich bin Soldat und Mann!

Es strich mir übers Aug', da ward ich blind,
Erlebtes jagt' vorüber pfeilgeschwind,
ich rief erbebend: Warte, Tod, halt ein!

Da wurde mir gar plötzlich wie als Kind,
ich sammelte leis und sprach wohl mit dem Wind
und zupfte Blüthen: Sein . . . Nichtsein . . . Ja, Sein!

Joachim Freiherr von der Goltz.

(Aus den Deutschen Sonetten; im Verlag von Bruno Cassirer.)



Der dreifache Silberton.*)

Kopenhagen. König Friedrich giebt ein Gartenfest. Zinken, Flöten und Geigen jubiliren gegen den Goldzierrath der Saalwände. Man lacht, scherzt, tanzt und plaudert. Und Elisabeth Larf, des früheren Amtsobersten zu Hammerhuus auf Bornholm Witwe, ist Königin des Balles.

Bornholm hat dänisches Blut, auch in Elisabeth pulst dänisch Blut und Bornholm ist ihre Heimath. Aber Bornholm trauert. Lübsche Orlogsschiffe liegen vor der Insel, Lübsche Banner wehen auf den Zinnen von Rönne und verpfändet ist das Land den verfluchten Pfefferfäden an Her Trave. Und wir können es nicht lösen! Dänisches Geld macht sich vertheufelt rar und die Hansaten sind böse Gläubiger. Zum Hohn schicken sie den Pfandbrief. Gutes, vollthigiges Silber oder schwerwiegendes Gold fordert ihr Vote und setzt einen Federstrich dagegen. Tod und Pest über sie, denen Geld Athemzug ist! Ihr Maulauffsperrn gebiert Schillinge: und wir haben nur Fäuste und Wuth!

Doch still! Ihr Gesandter lehnt an der Thür. Unser ohnmächtiger Joyn ist übel daran. Solch jungen Kerlen, wie Dem, siedet leicht das Blut und ihre Klinge sitzt locker im Leder. Woher aber Geld zur Fehde nehmen? Auf dem Tisch unseres armen Königs liegt der Wisch der Lübecker. Ein Duzend Beutel gegen eine Unterschrift. Bornholm, unser Fleisch und Blut, gegen den Namen des Deutschen dort an der Thür.

Wie der Fant blüht!

*

Schweren Wein trinkt das Auge des Jünglings in nimmerfatten Jügen. Weiche Hände mit Goldringen verhüllen beihörend seines Blickes Schärfe.

Elisabeth!

Wie schön sie ist! Nordischen Goldhaares reiche Fülle bezwingt ein Netz von Perlen und Juwelen. Ihr Auge blüht im Thau der Sommernacht, grün leuchtet es wie die Wasser des Nigensees, tief ist es wie die Dämmerungshatten in den Granitklüften Bornholms. Des Lichtes Füllhorn überschüttet mit hellem Reichthum die nackten Schultern und den enthüllten Busen. Schwer athmen sie im Erschauern unter dem kühnen Tasten der Strahlen und senken sich in Lust. Dem Beben ihres Geäders entströmt warmes Dufsten. Der Fuß des königlichen Leibes beherrscht den Boden, der unter der Anmuth glücklicher Last klingenden Geigentonwiderhall jubelt.

Elisabeth!

Des Kirschbaumes Frühling verwehte im schneetollen Blüten-

*) Aus dem farbigen Band „Historische Novellen“, den Herr Robert Jordan bei E. Appelhaus & Co. in Braunschweig erscheinen läßt.

wußt, als der rothweiße Wimpel am Mast die Ufer des deutschen Landes verließ. An den üppigen Gestaden Kopenhagens sproßte ihm im Knospen der Rosen quellende Lebensluft entgegen. Ueber Busch und Wald, Wiese und Ried lag werdendes Reifen und erwachtes Verlangen. Das Hochzeitlied des Rothkehlchens röthete brünstiger der Juninacht Wangen.

Vergeßen Botschaft und Auftrag! Weit und fern in unheimlichem Nebel Lübeck und seine Forderung! Elisabeth, schreit das Herz; Elisabeth, wie schön Du bist! Wie herrlich erst wirst Du sein im Wunder der bräutlichen Zaubernacht!

*

Wie falsch Du bist!

Was neigt der König sich zu Dir? Was lauscht des Rathes Ohr, indeß seine abgewandten Augen den Gesandten Lübeck's suchen? Es gilt Bornholm, dem weinenden Lande. Es gilt Deiner Heimath, Elisabeth. Es gilt, sie dem Deutschen zu entreißen.

Du und Bornholm. Du weißt um des Narren Liebe zu Dir. Wochen lang schon umwirbt er Dich. Wohlta, ein Wenig Komödie, ein Wenig Betrug. Eines Königs Dank, eines Volkes Dank um einen Deut Sandarandei mit dem jungen Naseweis, dessen Weg zu Dir über Bornholm geht.

Elisabeth oder Bornholm. Wähle, hanfischer Feind!

Ihre rothen Lippen, wie werden sie süß flüstern: Ich liebe Dich! Wie werden sie heiß raunen: Komm! Ihre weißen Arme, wie werden sie Dich weich umfassen, wie wird ihre Lindheit Dein Haupt umschmeicheln! Was ist Bornholm!

Und er stürzt hinweg.

Die stille Bank, die einsame. Der Kopf schmerzt, die Pulse hämmern. Schließt Euch, Augenlider, daß ungetheilt der schöne Stern dem Traumland glänze und seliges Immerwähren bestrahle. Ich liebe Dich! Laß Deiner Lippen Kuß mich reich beglücken. Kärgstest Danken bin ich selbst, Dir zu Füßen, Du meine Königin, o Elisabeth!

Sing sing. Silberfuß zieht es durch den Traum der sonnenmüden Nacht. Auf schwellenden Lichtwogen tausend flammender Saalkerzen schwebt der Geige zärtlicher Klang hinaus ins Dunkel, schmiegt sich an den umflorten Busen der Nacht und weckt heimlichstille Lüste. Tollen Rausch küßt der trunkene Duft des Jasmins vom schlummernden Mund der selig erzitternden Rose.

Ein leichter Schritt im Schatten der Buchen. Ist sie es? Das Herz steht still.

„Herr!“

„Elisabeth!“

Er sinkt ihr zu Füßen.

Und wieder jubiliren Zinken, Geigen und Flöten. Zum letzten Mal schlingt der Reigen im Biegen und Neigen den Gang der geeinten

Hände. Doch ehe sie sich lösen, wird dem Jüngling ein Wort aus der schönen Frau Mund Vöte einer süßen Verheißung: In einer Stunde!

Heiß leuchten seine Augen auf, im entseffelten Herzschlag ersticht die Antwort. Die Seele hebt; und des Festes Freudengeton versinkt im Jubel aufsteigenden Glückes.

Kurze Pfeilblide. Bornholm sendet sie gegen Dänemark. Der Deutsche ist verloren.

„Da tanzt Bornholm hin!“ spricht der König verstedt gegen den Minister. Der antwortet, unmerklich lächelnd, mit den Augen.

Ein: Verneigung. Der Tanz ist aus. Die Musik schweigt. Nur ein nachhallender Silberton der Viola d'amore zittert in der schwülen Luft.

*

Hinter dem rothen Seidenschirm die züngelnde Goldleuchterkerze.

Der Frau von Bornholm kühle Hände ruhen auf dem Haupt des Knienden. Triumphirende Verachtung zuckt um ihren Mund. Ein paar Worte noch, eine gemachte Geste, eine kleine Gunst: und das Opfer ist willenloses Werkzeug ihres Begehrens. O, sie ist klug und gebraucht ihre Künste. Ein Wenig Komödie nur: und das Lachen ist auf unserer Seite.

Wie falsch sie ist und wie schön zugleich!

„Nichts weiter kann ich Euch sagen. Ihr kennt meine Forderung. Wohl an, zum letzten Mal: Ihr sprecht von Eurer Liebe. Gebt mir den Beweis und ich gehöre Euch. Zum Brautgeschenk begehre ich Bornholm. Gebt mirs in Lübeck's Namen. Ihr seid bevollmächtigt. Der König nimmt Euch in seinen Dienst. Dort ist die Pfandschrift und meine Feder.“

Hoch richtet sie sich empor; fordernd und stolz schickt sie sich an zum Erheben. Der letzte Wurf!

„Oder bin ich den Federstrich nicht werth?“

Ein erstörter Ausschrei seiner Seele. Von Angst erfüllt, starrt er auf ihre sieghafte Schöne. Sie neigt sich. Da zwingt das Geheimniß des Frauenleibes, die Faust seiner Leidenschaft. Stöhnend wannt er ans flackernde Licht.

Die Feder knirscht und schreit... Und hart schlagen des Mannes Hände: vor sein hämmerndes Haupt. Wie eine Schlange, leis, in ruhiger Eile, gleitet das Weib an den Tisch, auf dem die Urkunde liegt.

Der gefahrvollste Augenblick. Rasch! Sand auf die Schriftzüge. Doch ruhig, daß der Thor nicht aufschrecke und sich seiner That bewust werde.

Das Schloß der Schatulle knarrt; der Schlüssel bleibt stecken. Leise. Ohne äußere Einflüsse muß die Krisis vorübergehen; nichts darf den Träumer wecken; vorsichtig ins Nebengemach, wo am geöffneten Fenster ein Tischchen steht. Darauf stellt das Weib die Truhe mit dem verrathenen Bornholm.

Sie kommt zurück, zieht geräuschvoll den Thürvorhang zusammen und breitet in schöner Gelassenheit die Arme aus.

Aber während der Rasende ihre Hände küßt, starrt des Weibes gleichgiltiger Blick in die rothe Dämmerung, und sein Ohr lauscht einem raschen Schritt, der sich in des Gartens nächtlichen Wegen verliert.

Kling kling. Zwölf feine, silberne Glockentöne! Die florentiner Kunstuhr schlägt. Das letzte Stäubchen Sand ist hinabgefallen.

*

Vor dem Kerker zu Lübeck reden die Eschen ihre herbstentlaubten starren Arme. Der Sommer war kurz.

Stirb, junges Blut!

So aber Einer seiner Stadt zu Schaden ist und sie verräth, Der soll mit dem Schwert vom Leben zum Tode bestraft werden.

Von Bornholm, dem verrathenen, her über die wilde See wüthet Sturm und zerrt die schwarzen Tücher, womit das Blutgerüst behangen ist. Die starrende Menge harret und schwächt. Da: horch! Das Armesünderglöcklein von Sanct Marien. Ting ting, ting ting! Silberhell.

Stirb, junges Blut!

Robert Jordan.



Selbstanzeigen.

Dostojewskij. Zur Kritik der Persönlichkeit. Mit dem Bildniß des Dichters. R. Piper & Co. in München.

Vom schöpferischen Geist selbst ist nur in den seltensten Fällen ein unmittelbarer Aufschluß über die tieferen Beweggründe seiner That, den inneren Zusammenhang seines Strebens zu erwarten; all seine Aeußerungen als handelnder oder denkender Mensch sind genau in dem selben Maße, in dem sie sich dem Eigenwerth des repräsentativen Werkes nähern, je inniger sie mit dessen wesentlicher Bedeutung verwachsen sind, um so näher auch den Verwickelungen und der Triebkreuzung, deren Auflösung und Reduktion in dem Werke angestrebt werden mag. Wenn ich einen Anhaltspunkt außerhalb des Wirkungskreises des Werkes suche, ein objektives Bild der seelischen Situation, aus der es herauswächst und in der es dann auf mich übergreift, so ist damit nicht gesagt, daß ich der besonderen Absicht des Künstlers Gewalt anthue und mein Urtheil von Kategorien abhängig mache, die seinem Werth weder Etwas geben noch Etwas nehmen können. Die Willkür dürfte eher in der ängstlichen Einschränkung des Themas liegen. Für die Aufstellung von Werthdifferenzen mögen die Wir-

lung und die Aufnahmefähigkeit genügen, schließlich sogar die letzte Instanz bedeuten; sobald ich jedoch vor der Aufgabe stehe, von meiner Position aus die eines Dritten nachzuschaffen, in ihrer wirksamen Fülle und Prägnanz, kann ich die Kenntniß des persönlichen Dokuments um so weniger entbehren, als nur durch treues Nachempfinden des Besonderen und Bedingten die volle Energie des Phänomens anschaulich gemacht wird. Dann ist mir Alles, was der Wirkung vorausgeht, Alles, was ihr folgt, eben so wichtig wie die Wirkung selbst, denn dieses Vor und Danach ist die Wirkung. Ich kann mich dem Absoluten nur nähern, indem ich das Relative verdaue. Die Uebertragung auf rein-ästhetische Begriffe ist vielleicht nichts Anderes als die Uebertragung auf eine zunfthafte Ausdruckskonvention; was uns ästhetische Erfahrung ist, ist die Summe aller Objekte, die wir so nennen, und alle Versuche, ihnen einen autonomen geistigen Raum zu schaffen, bleiben Theorie. Die Wirklichkeit der Kunst und eine Kunstbetrachtung, die ihr gerecht werden will, setzt das Wissen um die Besonderheit des Mittels voraus und geht weiter, verlangt die Vermittelung, das Verwachsensein mit einem allgemeineren Begriff von Kultur, von Leben, von historischer Zugehörigkeit, entwickelt sich und befruchtet nur auf diesen verzweigten Umwegen. Und hier wird das persönliche Dokument zum Segen und zum Fluch. Der Offenbarungskraft der That entspricht die Verschleierung ihrer Voraussetzungen. Künstlerisches Schaffen ist ein Vorbei-Denken und ein Vorbei-Handeln, schon deshalb, weil es kein Denken und kein Handeln ist, sondern eine Mischung Beider. Ein Beispiel für diesen Sachverhalt bietet die Persönlichkeit Dostojewskijs. Wenn wir in anderen Fällen auf der Suche nach dem Äquivalent des gestalteten Triebes auf ein Ungefähr stoßen, das das Bedingte eben so bedingt wiederholt, das Unbewußte eben so unbewußt, giebt uns Dostojewskij das Gegenteil von Dem, was wir suchen und ahnen. Er vergilt uns Brot mit Steinen. Wir müssen bei ihm nicht nur mit einem beiläufigen Vorbei-Denken rechnen, sondern mit einem geschlossenen System des Vorbei-Denkens. Er will uns nicht nur ausweichen; er will provozieren. Das Meiste, was seit zwei Jahren über den Fall gemunkelt wird, auch das Wohlmeinende, zeigt, daß es zwischen uns und ihm liegt wie eine dumpfe Masse, zeigt auch, wie wenig wir das Allgemeine entbehren können, wenn wir einen Dichter verstehen, besitzen wollen. Das System nennt er, nennen wir: Panlawismus. Die Frage, von der wir uns eine Entlastung erhoffen, wäre: Ist es Panlawismus? Entsprechen die lebendigen Strömungen, Interessen, Ziele und Triebe, die er mit diesem Namen deckte, den Komplexen, die wir darin zusammenfassen? Könnte es nicht sein, daß Menschen und Ideen, die wir heute als panlawistisch bezeichnen, nicht in der Entwicklung des Kulturphänomens Dostojewskij liegen, sondern in der Ebene gerade jener Ziele und Klassen, die er bekämpfen wollte, die zu bekämpfen ihm sein Panlawismus gut genug war? Der Vergleich zwischen dem Dichter und dem Politiker

muß den Breitegrad zeigen, in dem Dostojewskijs kulturelle und damit seine dichterische Mission verankert ist. Wenn die Lösung, die wir vorschlagen, die Geschichte in den Verdacht der Paradoxie bringt, so ist es nicht ihr erster und nicht ihr letzter Witz. Nur der Apparat ist diesmal von grauig barocker Geschmacklosigkeit: Katorga und Kanonen sind keine Bonmots. Die materielle Schwerefülligkeit des Stoffes mag die Trägheit gewisser Literaten entschuldigen. Die Natur liebt Sprünge, für die unser Geist nicht immer elastisch genug ist.

Wien.

Otto Kraus.

Flandern. Verse. Wagnersche Buchhandlung in Innsbruck.

Die Fremden schauen staunend die Fassaden
 Der Bürgerhäuser hoheitvoll geprägt,
 Die Thürme nicht mit Maßwerk überladen,
 Der Kirchenschiffe Kiel wie ausgefägt,
 Wo uns ein Traum von steinernen Gestaden
 Der Tempel zu den Inseln Gottes trägt,
 Die Kathedralen voll verschlungnen Pfaden,
 Den Weilerwald voll Stämmen, die geschrägt
 Gern in den blauen Ampelfluthen baden,
 Madonnas Mantel, der ihr Kind umhegt,
 Der Kerzen Bliz, der wie ein gelber Faden
 Sich ins Geweb der Nischen Schatten legt, —
 Und sind von allen Bildern tiefbewegt.

Oft findet ihre Neugier Unterkunft
 Im Herbergshaus mit seinem blanken Schilde,
 Im braunen Saal der alten Kaufmannsgilde,
 In Handwerkskammern und im Heim der Junst.

Und wenn ihr Blick die weite Landschaft streift,
 Die ewige Wallfahrt schmaler Silberpappeln,
 Die Boote, wo die Fergen Frachten stappeln,
 Die Wiesen, die ein zarter Thau bereift,
 Ist Etwas, das sie wunderbar ergreift.
 Denn wohin immer sich ihr Blick auch wende,
 Sie finden Alles festlich und erwählt
 Und fühlen, wie sich tief mit der Legende
 Des Lebens schlichte Heiligkeit vermählt.

Arthur Silbergleit.

Gedanken zum Drama; neue Folge. Georg Müller in München.

Dieses Buch, das 1913, beim Ausbruch des Krieges, fertig gedruckt vorlag, dessen Ausgabe aber dem Verlag mit Recht in der Aufregung

der ersten Kriegszeit nicht günstig erschien, gelangt jetzt in den Buchhandel. Es enthält alles Wesentliche, was ich seit meinem ersten Bande „Gedanken zum Drama“ aus den Erfahrungen meines Schaffens und meiner Spielleiterthätigkeit über Drama und Bühne niedergeschrieben habe; als grundlegende Arbeiten: „Das Drama“, „Das Schaffen des dramatischen Dichters“, „Regiekunst“, „Oberammergau“, „Marionetten“, „Aphorismen eines Dramatikers“. Ferner ist die kleine, früher selbständig im Buchhandel erschienene Schrift „Kunst und Nothwendigkeit“ umgearbeitet darin enthalten. Das Buch ist Paul Wegener gewidmet, von dem es nach gemeinsamer Probenarbeit in dem Aufsatz „Der Dichter und der Schauspieler“ einen Umriss festzuhalten sucht. Es wünscht sich als Leser nicht nur Dramatiker, Bühnenleiter, Regisseure, sondern auch das Publikum, dems ernst um das Theater ist.

Dr. Wilhelm von Scholz.

Reise und Einkehr. Mit acht landschaftlichen Aufnahmen des Verfassers. Verlag von J. A. Perthes in Gotha. 3 Mark.

Die Reise- und Wanderbilder verdanken ihre Entstehung einem ganz innerlichen Antrieb: dem Drang eines mit Freude Reisenden, nicht nur Gesehenes und Erlebtes, Landschaft- und Stadtgestalten, Eindrücke und Erfahrungen festzuhalten, sondern die Stunden selbst, den flüchtigen Augenblick, das Gefühl ins Wort zu bannen. In dieser Zweifelt (des Reisenden und der Reise), so möchte der Verfasser, soll nun auch der Leser das ganze Erlebnis empfangen und wie eine Dichtung mitleben. Die Aufsätze sind stets bald nach der Einkehr oder der Heimkehr niedergeschrieben worden. Und während den Verfasser zuerst der Wunsch leitete, durch schriftliche Rechenschaft, die er sich von allem Erlebten gab, Alles für sich selbst ans Licht zu bringen, was er gesehen, auch Das, was er zunächst nur unbewußt gesehen und nicht beachtet hatte, fühlte er bald die Freude, daß flüchtige Tage oder Wochen zu festen Gestaltungen wurden, zu klarem Raum und erfüllter Zeit, in der Landschaften und Städte, Wetterstimmungen und Jahreszeiten, deutlich und unverlierbar standen. Anders als das Tagebuch, das nur für den Reisenden selbst als Erinnerungshalt bedeutsam ist, schienen ihm diese Gestaltungen einen von ihm selbst und den empfangenen Anregungen unabhängigen Werth zu haben; einen Werth für den fremden Leser, der die geschilderten Gegenden nicht zu kennen braucht, wenn er sich auch durch die Aufsätze angeregt fühlen mag, sie aufzusuchen. Wenn nun, wie der Verfasser glaubt, die Einheit der Auffassung und Darstellung das Beste dieser kleinen Arbeiten ist, so stellen sie sich, mögen die behandelten Stoffe auch zufällig scheinen und von den schweizer Seen bis zur niederländischen Meeresküste über unser Land verstreut sein, fast von selbst zum Buch zusammen; zu einem Buch, das jene alte, fast verlorene Reisekunst wieder erwecken möchte, die als dichterischen Niederschlag einst die „empfindsamen Reisen“ entstehen

ließ und durch Goethe ihre höchste Vollendung erfuhr. Daß ich meine Auffassung des fruchtbaren Reisens, des bewußten Reisens durch die Lebenslandschaft, in einem grundsätzlichen Aufsatz den durch sie verbundenen Reisebüchern voranstelle, werden alle Leser billigen, die dem goethischen Rath nachleben: die schwankenden Erscheinungen mit dauernden Gedanken zu befestigen.

Konstanz.

Dr. Wilhelm von Scholz.

Die Musik der Schlachten. Reuß & Jitta in Konstanz.

Aus dem Vorwort: „Zu Dir, Immanuel Kant, Freister aller Männer, die je unter dem gestirnten Himmel athmeten, erhebe ich dankbar mein Auge; denn Du hast mich durch diesen Krieg geführt, Du warst bei mir, als ich zu sterben glaubte, und von Deinem Geist sind die Gedanken, von denen dies Buch spricht. Wenn diese Zeilen nichts erreichen als Das, daß mancher Leser nach dem Buch der Vernunftkritik greift, die ich in der Tasche trug, als mich die französische Granate traf, dann will ich mich für reichlich belohnt halten.“

Hellmuth Falkenfeld.

Der Schlitten der Madame du Barry. Egon Fleischel & Co.

Ein junger deutscher Kammerherr reist im Auftrag seines Hofes nach Paris, geht, mehr ein Zuschauer des Lebens als ein Handelnder, durch die verschiedensten Kreise der ungeheuren Stadt und kommt mit vielen Menschen aus allen Schichten zusammen. So zieht ein buntes Bild von Paris vorbei und, wie ich denke, wenigstens ein Bruchstück von all den Stimmungen, die im Winter und Frühling vor dem Krieg Paris erfüllten. Der junge Deutsche verlobt sich mit einer Französin vom großen Adel, aber nach einem kurzen Traum des Glückes gehen die Beiden auseinander und der Deutsche kehrt in die Heimath zurück. Seine Braut und ihre kluge alte Großmutter hat er in Versailles, im Museum der Wagen und Schlitten, kennen gelernt; vor dem Schlitten der Madame du Barry ist er mit der alten Frau in ein Gespräch über die arme Liebste des Königs gekommen. Die Alte sagt: „Ich glaube, sie war immer unglücklich, auch in ihrer Glanzzeit, unglücklich, wie alle schönen Frauen. Oder wie alle Frauen überhaupt. Wir müssen ja jedes junge Lachen mit vielen Thränen bezahlen und sitzen, alle, im Schlitten der Madame du Barry. Die Liebe ist Kutscher und treibt die Pferde an. Wir schließen selig die Augen, sausen dahin und enden ungesähr wie sie, die den König küßte und trotzdem auf dem Block starb. Wir wissen, Alle, nicht, wohin die Reise geht, und wo wir einmal landen. Und Das ist gut.“ Dieser Schlitten der Madame du Barry wird dem Deutschen zu einem Symbol.

Ferdinand Künzelmann.

Der Bürgerkrieg.

Ed ei s'ergera col petto e con la fronte,
Come avesse lo inferno in gran dispetto.

Inferno, c. 10^o.

Auf der Plattform seines Thurmes saß der alte Farinata degli Uberti und bohrte den scharfen Blick in die von Zinnen gezackte Stadt. Neben ihm stand Fra Ambrogio und sah zum Himmel, der voll der Rosen des Abends war und mit seinen brennenden Blumen die Hügel bekränzte, rings hingereicht um Florenz. Von den nahen Gestaden des Arno stieg Myrthenduft in die friedliche Luft. Das letzte Vogelkreischen war aufgestiegen vom hellen Dach von San Giovanni. Da halte der Schritt zweier Pferde auf den spitzen Kieseln, die, dem Flußbett entrisfen, den Straßen als Pflaster dienten, und zwei junge Ritter, schön wie zwei Sanct George, lenkten ein aus einer engen Gasse nach dem fensterlosen Palast der Uberti. Als sie am Fuß des Ghibellinenturmes waren, spie Einer aus, zum Zeichen der Verachtung, der Andere aber erhob den Arm und schob den Daumen zwischen Zeige- und Mittelfinger. Dann spornten Beide ihre Pferde; und im Galop erreichten sie die Holzbrücke. Farinata, Zuschauer des Schimpfes, den sein Name erfuhr, blieb still und stumm. Seine ausgehörten Wangen erbeben und eine Thräne aus mehr Salz denn Wasser bedeckte langsam seine gelben Augäpfel. Am Ende schüttelte er dreimal den Kopf und sagte: „Warum haßt mich dies Volk?“

Fra Ambrogio antwortete nicht. Und Farinata sah weiter die Stadt an, doch nur noch durch die scharfe Wolke, die ihm die Lider brannte. Dann wendete er dem Mönch sein mageres Gesicht zu, stark bewehrt mit Adlernase und drohenden Kinnsaden, und fragte nochmals: „Warum haßt mich dies Volk?“

Der Mönch bewegte die Hand, als verjagte er eine Fliege. „Was kümmert Euch, Messer Farinata, die unzüchtige Frechheit zweier jungen Fante, aufgepäppelt in den Wessenthürmen jenseits vom Arno?“

Farinata:

Wenig, in der That, scheren mich diese beiden Frescobaldi, Lustknaben der Römer, Söhne von Kupplern und Dirnen. Nicht ihre Mißachtung fürchte ich. Meine Freunde sind nicht (und erst recht nicht meine Feinde) in der Lage, mich zu verachten. Mich schmerzt der Haß des Volkes von Florenz.

Fra Ambrogio:

Der Haß herrscht in den Städten, seit die Söhne Rains den Stolz hintrogen mit den Handfertigkeiten und seit die beiden Ritter aus Eeben ihren Bruderhaß stillten in ihrem Blut. Kränkung gebiert Zorn und Zorn Kränkung. Mit unsehlbarer Fruchtbarkeit zeugt Haß wieder Haß.

Farinata:

Wie aber kann Haß von Liebe kommen? Und warum bin ich meiner Stadt zuwider, so sehr ich sie liebe?

Fra Ambrogio:

Da Ihr es denn wollt, antworte ich Euch, Herr Farinata. Aus meinem Mund aber bekommt Ihr nichts zu hören, als was wahr ist. Eure Mitbürger verzeihen Euch nicht die Schlacht bei Montaperto, denn Ihr kämpftet unter dem weißen Banner Manfreds, den Tag, als der Arbia roth war vom Blut der Florentiner. Und sie meinen, jenen Tag, im Thal des Unheils, waret Ihr kein Freund Eurer Stadt.

Farinata:

Wie! Ich hätte sie nicht geliebt? Leben mit ihr und nur für sie, sich abmatten, hungern, dürsten, fiebern und nicht schlafen und, unvergleichliches Weh, verbannt sein; den Tod vor Augen zu jeder Stunde und immer in Gefahr, lebend in die Hände Derer zu fallen, die an meinem Tod sich nicht hätten genügen lassen; Alles wagen und ertragen für meine Stadt, für ihr Wohl, und daß ich sie losriß von meinen Feinden, die ihre waren, sie freimachte von dieser Schande, sie im Guten oder Bösen dahin brachte, daß sie heilsamem Rath folgte, die gute Sache ergriff und gesinnt war wie ich selbst, mit den Edelsten und Besten; sie einzig schön, klug und hochherzig wollen und diesem einzigen Willen meine Habe opfern, meine Söhne, Verwandten, Freunde; ja nach ihrem Interesse den Freigiebigigen oder den Geizigen spielen, den Treuen oder Tückischen, einen Großmüthigen oder einen Verbrecher: Das hieße nicht, meine Stadt lieben? Wer hat sie denn geliebt, wenn nicht ich!

Fra Ambrogio:

Weh, Herr Farinata! Eure unbarmherzige Liebe bewaffnete gegen die Stadt Gewalt und List und kostete zehntausend Florentiner das Leben.

Farinata:

Ja, meine Liebe zu meiner Stadt war so stark, wie Ihr sagt, Fra Ambrogio. Und die Thaten, die sie mir eingab, sind werth, daß man sie als Beispiel unseren Söhnen vorhalte und den Söhnen unserer Söhne. Damit ihr Andenken sich nicht verliere, würde ich selbst sie aufschreiben lassen, hätte ich Zeit und Lust für Schreiberen. Als ich jung war, erfand ich Liebeslieder, an denen Damen sich entzückten, und Aleriker rückten sie in ihre Bücher ein. Davon abgesehen, habe ich die Literatur stets eben so sehr verachtet wie die Künste und war auf Schreiben so wenig bedacht wie auf Wollweben. Mach' es Jeder, wie ich, nach seinem Stande. An Euch aber, Fra Ambrogio, die Ihr ein hochgelehrter Skribent seid, wäre es, einen Bericht anzufertigen über meine großen Unternehmungen. Ihr würdet Ehre davon haben, vorausgesetzt, Ihr berichtetet sie nicht als Mönch, sondern als Edelmann, denn so handelt nur ein Edelmann und Ritter. Durch Eure Rede würde man sehen, daß ich viel gethan

habe. Und von Allem, was ich that, reut mich nichts. Ich war verbannt, drei meiner Verwandten waren hingemerkelt von den Welfen. Siena nahm mich auf. Meine Feinde machten ihm daraus ein solches Verbrechen, daß sie das Volk von Florenz aufreizten, in Waffen auszuziehen gegen die gastliche Stadt. Für Siena und die Verbannten erbat ich Hilfe von dem Sohne Caesars, dem König von Sizilien.

Fra Ambrogio:

Nur zu wahr: Ihr waret der Verbündete Manfreds, dem Freund des Sultans von Luceria, des Astrologen, Renegaten, Exkommunizirten.

Farinata:

Damals tranken wir die päpstliche Exkommunizirung wie Wasser. Ich weiß nicht, ob Manfred gelernt hatte, die Gesichte in den Sternen zu lesen; wahr ist, daß er viel Werth auf seine Sarazenenreiter legte. Er war so besonnen wie tapfer, ein weiser Fürst, sparsam mit dem Blut seiner Leute und dem Gold seiner Truhen. Er antwortete den Sienesen, er werde ihnen Hilfe schicken. Er versprach viel, damit sie ihm viel danken sollten. Doch er gab wenig, vorstichtiger Weise und aus Furcht, sich zu entblößen. Er schickte sein Banner und hundert deutsche Reiter. Die Sienesen, enttäuscht und ärgerlich, sprachen davon, die lächerliche Hilfe abzuweisen. Ich verstand, sie besser zu berathen, und lehrte sie die Kunst, ein Bettlaken durch einen Ring zu ziehen. Eines Tages stopfte ich die Deutschen mit Fleisch und Wein voll und ließ sie dann auf so schlechte Rundschaft hin und so ungelegen ausrücken, daß sie in einen Hinterhalt fielen und alle gelötet wurden von den florentiner Welfen. Die nahmen aber das weiße Banner Manfreds und schleiften es, am Schwanz eines Esels, durch den Schmutz. Als bald meldete ich dem Sizilianer die Insulte. Er fühlte sie, wie ich vorausgesehen hatte, daß er sie fühlen werde, und schickte, um sie zu rächen, achthundert Reiter sammt stattlichem Fußvolk, unter dem Befehl des Grafen Giordano, den Juma gleich Hector von Troja pries. Indeß versammelten Siena und seine Verbündeten ihre Bürgerwehr. Bald waren wir dreizehntausend Kriegsmänner stark. Es war weniger, als die Welfen von Florenz hatten. Unter ihnen aber gab es falsche Welfen, die nur auf die Stunde warteten, den Walblinger hervorzuführen, während zwischen unseren Ghibellinen keine Welfen waren. So hatte ich auf meiner Seite wohl nicht alle günstigen Aussichten, denn die hat man nie, aber doch große, gute und unerhoffte, die sich nicht so leicht wiederfinden, und erwartete daher ungeduldig eine Schlacht, die, verlief sie glücklich, meine Feinde vernichtete, und, unglücklich, nur meine Verbündeten traf. Nach der Schlacht hungerte und dürstete mich. Um das Florentinerheer herbeizulocken, benutzte ich das beste nur erfindbare Mittel. Nach Florenz schickte ich zwei Minoritenbrüder mit dem Auftrag, heimlich den

Rath zu verständigen: aus heftiger Reue und im Wunsch, mit einem großen Dienst die Verzeihung meiner Mitbürger zu erkaufen, sei ich bereit, für zehntausend Gulden eines der Thore von Siena ihnen auszuliefern; aber für den Erfolg des Unternehmens sei nothwendig, daß das Florentinerheer, so stark wie nur möglich, bis an den Arbia vorrückte, als wollte es den Welfen von Montalcino zu Hilfe kommen. Als meine zwei Mönche fort waren, spie mein Mund die Verzeihung aus, die er nachgesucht hatte, und ich wartete, bewegt von schrecklicher Unruhe. Ich fürchtete, die Edlen im Rath könnten merken, welcher Wahnsinn es war, das Heer an den Arbia zu schicken. Doch hoffte ich, der Plan werde, durch seine Absonderlichkeit, den Plebejern gefallen und sie würden ihn um so lieber aufnehmen, da er bekämpft ward von den Edlen, denen sie mißtrauten. Wirklich witterte der Adel meine Falle; die Handwerker aber tappten hinein. Sie bildeten im Rath die Mehrheit. Auf ihren Befehl rückte das Florentinerheer aus und befolgte den Plan, den ich ihm vorgezeichnet hatte; zu seinem Verderben. Wie war er schön, der Tagesausgang, als ich, dahinreitend mit der kleinen Schaar der Verbannten inmitten von Sienesen und Deutschen, der Sonne zusah, wie sie die weißen Schleier des Morgens zerriß und blühte auf dem Wald von Welfenlanzen, die Hänge entlang der Malena! Meine Feinde hatte ich unter meinen Griff gebracht. Ein Wenig Kunst noch: und ihrer Vernichtung war ich sicher. Auf meinen Rath ließ der Graf Giordano vor ihren Augen dreimal das Fußvolk der Gemeinde Siena vorbeiziehen, wobei jedesmal die Wämser gewechselt wurden, damit sie dreimal zahlreicher erschienen, als sie waren; und er zeigte sie den Welfen zuerst roth, was Blut bedeutete, dann grün, was Tod bedeutete, endlich schwarzweiß; und Das hieß Gefangenschaft. Vorbedeutungen der Wahrheit! O Freude, als ich die florentiner Reiterei unter meinem Ansturm weichen und kreisen sah wie ein Schwarm Krähen; als ich den von mir bezahlten Menschen, den, dessen Namen ich nicht ausspreche, aus Furcht, mir den Mund zu befudeln, mit einem Schwertstreich das Banner niederschlagen sah, das zu vertheidigen er gekommen war, und all die Reiter, die nun vergebens ihren Sammelplatz, die weiß-blauen Farben, suchten, kopflos flüchten und einander erdrücken sah, während wir ihnen nachjagten und die Kehlen abschnitten, wie Schweinen auf dem Markt. Die Handwerker der Gemeinde hielten allein noch Stand; man mußte sie töten um den bluttriefenden Carroccio her. Endlich hatten wir nur noch Tote vor uns und Feiglinge, die sich mit den Händen an einander banden, um uns knieend, in tiefster Demuth, um Gnade zu bitten. Ich aber, meines Werkes froh, hielt mich abseits.

Fra Ambrogio:

Weh! Verfluchtes Urbialthal! Man sagt, nach so vielen Jahren rieche es noch immer nach Tod; verlassen und von wilden Thieren

heimgesucht, sei es nachts erfüllt vom Geheul der weißen Hündinnen. War Euer Herz, Herr Farinata, denn so hart, daß Ihr nicht in Thränen ausbrachet, als Ihr an jenem Tag des Verbrechens die Blumenhänge der Malena das Florentinerblut trinken saht?

Farinata:

Mein Schmerz war es nur, zu denken, daß ich so meinen Feinden die Bahn des Sieges gezeigt und, da ich nach zehn Jahren der Macht und Herrlichkeit sie niederschlug, ihnen das Vorgefühl gegeben hatte Dessen, was sie von einer gleichen Zahl Jahre erhoffen durften. Ich bedachte, wenn mit meiner Hilfe das Glücksrad eine solche Drehung erhalten habe, werde es sich wieder drehen und die Meinen nach unten bringen. Dies Vorgefühl warf einen Schatten auf das blendende Licht meiner Freude.

Fra Ambrogio:

Mir schien, daß Ihr, nicht grundlos, Abscheu zeigtet vor dem Verrath des Menschen, der in Roth und Blut das Banner niederwarf, unter dem er doch zu kämpfen kam. Ich sogar, der weiß, die Barmherzigkeit des Herrn ist unendlich, zweifle doch, ob Bocca nicht das Seine in der Hölle hat, mit Kain, Judas und dem Vatermörder Brutus. Ist aber das Verbrechen des Bocca bis zu diesem Grade abscheulich, bereut Ihr dann nicht, es verursacht zu haben? Und glaubt Ihr nicht, Herr Farinata, daß auch Ihr, da Ihr das Florentinerheer in eine Falle locktet, den gerechten Gott beleidigt und gethan habt, was nicht erlaubt war?

Farinata:

Alles ist dem Handelnden erlaubt, dessen Geist stark und dessen Herz fest ist. Als ich meine Feinde irrführte, war ich hochgesinnt und kein Verräther. Und wollt Ihr mir ein Verbrechen daraus machen, daß ich zum Heil meiner Partei den Menschen verwendete, der das Banner der Seinen umstieß, so habt Ihr sehr Unrecht, Fra Ambrogio; denn die Natur, nicht ich, hatte ihn niederträchtig gemacht und ich, nicht die Natur, habe seine Niedertracht zum Guten gewendet.

Fra Ambrogio:

Da Ihr aber Eure Vaterstadt liebtet, noch während Ihr sie bekriegtet, war es Euch doch wohl schmerzlich, daß Ihr sie nur mit Hilfe der Sieneesen, ihrer Feinde, besiegt hattet. Erwuchs Euch daraus nicht einige Scham?

Farinata:

Warum hätte ich mich geschämt? Konnte ich auf andere Art meine Partei wieder hochbringen in der Stadt? Ich habe mich dem Manfred und den Sieneesen verbündet. Im Nothfall würde ich mich den afrikanischen Riesen verbündet haben, die nur ein Auge, mitten auf der Stirn, haben und sich mit Menschenfleisch nähren, wie die venezianischen Seefahrer berichten, die sie gesehen haben. Einem solchen Geschäft nachzugehen, ist kein Spiel, das man nach den Regeln

spielt, wie Schach oder Dame. Hätte ich den einen Zug für erlaubt, den anderen für verboten gehalten: meint Ihr, daß meine Gegner eben so gespielt haben würden? Gewiß nicht; am Strande des Arbia spielten wir keine Partie Würfel in einer Laube, mit unseren Täfeln auf den Knien und weißen Kieselchen, um die Stiche zu bezeichnen. Es hieß siegen. Das wußte eine Partei wie die andere. Dennoch gebe ich Euch zu, Fra Ambrogio, daß es besser gewesen wäre, wir hätten unseren Streit allein unter Florentinern ausgemacht. Der Bürgerkrieg ist eine so schöne, hochsinnige und feine Sache, daß man, wo möglich, keine fremden Hände dabei verwenden sollte. Man möchte ihn ganz seinen Mitbürgern vorbehalten und besonders den Adelligen, die in der Lage sind, unermüdlischen Armes und unbefangenen Geistes daran zu arbeiten. Von Kriegen gegen das Ausland sage ich Dies nicht. Es sind nützliche oder selbst nothwendige Unternehmungen, dazu bestimmt, die Grenzen des Staates zu erhalten, zu erweitern oder den Waarenhandel zu begünstigen. Meistens ist weder ein rechter Vortheil noch große Ehre dabei, wenn man diese plumpen Kriege selbst führt. Ein wohlberathenes Volk läßt sie gern auf Söldner ab und giebt sie erfahrenen Kapitänen in Pacht, die verstehen, mit wenig Leuten viel zu verdienen. Da braucht man nur handwerkliche Vorzüge und arbeitet besser mit Gold als mit Blut. Mit dem Herzen kann man nicht dabei sein. Denn es wäre doch nicht weise, einen Fremden zu hassen, weil seine Interessen gegen die unseren gehen, während es natürlich und vernünftig ist, einen Mitbürger zu hassen, wenn er Widerstand leistet Dem, was wir nützlich und gut finden. Nur im Bürgerkrieg offenbart sich ein durchdringender Geist, eine unbeugsame Seele und die Kraft eines von Jorn und Liebe ganz erfüllten Herzens.

Fra Ambrogio:

Ich bin von den Dienern der Armen der ärmste. Aber ich habe nur einen Herrn, Der ist König im Himmel; ihn würde ich verrathen, sagte ich Euch nicht, Messer Farinata, daß der einzige, ungetheilten Lobes würdige Krieger Der ist, der unter dem Kreuz marschirt und dabei singt: *Vexilla regis prodeunt!*

Der glückselige Dominicus, dessen Seele, einer Sonne gleich, aufging über der von Lügennacht verdunkelten Kirche, lehrte, daß der Krieg gegen die Ketzer, je strenger, desto barmherziger sei. Begriffen hat es gewiß Jener wie der Apostelfürst Geheißene, der, als Stein aus der Schleuder, die Ketzerei an der Stirn traf, wie ein Goliath. Er litt, zwischen Como und Mailand, den Martertod. Mein Orden ist stolz auf ihn. Jeder, der gegen solchen Soldaten das Schwert zieht, ist ein zweiter Antiochus in den Augen unseres Herrn Jesus Christus. Da er die Kaiserthümer, Königreiche und Republiken aber eingeseht hat, duldet Gott, daß man sie mit den Waffen vertheidige, und sein Bild ruht auf den Führern, die ihn anrufen, ehe sie das Schwert ziehen zum Heil ihres zeitlichen Vater-

landes. Abwenden wird er sich dagegen von dem Bürger, der blutige Wunden seiner eigenen Stadt schlägt, wie Ihr so starken Willens es thätet, Herr Farinata, unberührt von der Furcht, daß Florenz, durch Euch erschöpft und zerrissen, die Kraft nicht mehr habe, sich seiner Feinde zu erwehren. In alten Chroniken steht es, daß Städte, die innerer Krieg geschwächt hat, dem lauernden Fremden als leichte Beute zufallen.

Farinata:

Mönch, wann soll man den Löwen angreifen: wenn er wacht oder wenn er schläft? Nun also. Ich habe den Löwen von Florenz wach erhalten. Fragt die Visaner, ob ihnen gut bekommen ist, daß sie ihm zu Leibe wollten in der Zeit, als ich ihn rasend gemacht hatte. Seht nach in den alten Geschichten; vielleicht steht auch darin, daß Städte, die innen kochen, immer bereit sind, die äußeren Feinde zu verbrühen, daß aber eine vom Frieden lau gewordene Gesellschaft kein Feuer mehr hat, sich vor den Thoren zu schlagen. Merkt Euch, daß man sich hüten muß, eine Stadt zu schädigen, die wach und hochherzig genug ist, den inneren Krieg lebendig zu erhalten, und sagt nicht mehr, ich hätte meine Vaterstadt geschwächt.

Fra Ambrogio:

Dennoch war sie, Ihr wißt es, dem Untergang nah, nach dem unseligen Tag am Arbia. Die entsehten Welfen waren aus ihren Mauern gezogen und von selbst den Schmerzensweg in die Verbannung gegangen. Der Ghibellinentag, in Empoli zusammenberufen vom Grafen Giordano, beschloß, Florenz zu zerstören.

Farinata:

Wahr. Alle wollten, kein Stein sollte auf dem anderen bleiben. Sie sagten: „Zerstampfen wir das Welfennest!“ Ich allein stand auf und vertheidigte Florenz. Und ich allein bewahrte es vor jedem Schaden. Die Florentiner verdanken mir die Luft, die sie athmen. Hätten sie, die mich beschimpfen und auf meine Schwelle

„*ipèrni, hür' erbas presat rü Herzen, sie wurden mir open wie em Vater.* Ich habe meine Stadt gerettet.

Fra Ambrogio:

Nachdem Ihr sie ins Verderben gestürzt hattet. Gleichwohl möge der Tag von Empoli Euch angerechnet werden in dieser und in jener Welt, Herr Farinata! Daß Sanct Johann der Käuferschutzherr von Florenz, zum Ohr des Höchsten die Worte trage, die Ihr in der Versammlung der Ghibellinen gesprochen habt! Wiederholt sie mir, bitte, diese lobenswerthen Worte. Sie werden veröffentlicht und ich möchte sie genau kennen. Ist es wahr, wie Manche sagen, daß Ihr zum Tergt zwei toskanische Sprichwörter nahmt, deren eins sich auf den Esel bezieht und das andere auf die Fiege?

Farinata:

Der Ziege entsinne ich mich nicht mehr recht, aber vom Esel weiß ich noch. Es kann sein, daß ich, wie man gesagt hat, die beiden Sprichwörter durcheinander gebracht habe. Das kümmert mich nicht. Ich stand auf und sagte etwa so: „Der Esel hackt Rüben, wie er kann. Nach seinem Beispiel hackt Ihr ohne Unterscheidung; heute wie gestern, ahnungslos, was zu zerstören sei und was zu schonen. Merkt Euch, daß ich nur darum so viel gelitten und gekämpft habe, weil ich in meiner Stadt leben wollte. So will ich sie denn vertheidigen und, wenn es sein muß, mit dem Schwert in der Hand sterben.“ Mehr sagte ich nicht; und ging hinaus. Sie liefen mir nach, gaben sich Mühe, mich mit Bitten zu befänstigen, und schworen, sie würden Florenz schonen.

Fra Ambrogio:

Könnten unsere Söhne vergessen, daß Ihr am Arbia waret, und sich erinnern, daß Ihr in Empoli waret! Ihr lebet in grausamen Zeiten; ich glaube, weder ein Welfe noch ein Ghibelline hat es leicht, für sein Seelenheil zu sorgen. Gott bewahre Euch vor der Hölle, Herr Farinata, und nehme Euch, nach Eurem Tod, in sein heiliges Paradies auf!

Farinata:

Paradies und Hölle sind nur in unserem Geist. Epikur lehrte es; und nach ihm wissen es Viele. Habt Ihr selbst, Fra Ambrogio, in Eurem Buch nicht gelesen: „Der Mensch stirbt wie das Thier, Ihr Stand ist der gleiche?“ Glaubte ich aber, wie die gemeinen Seelen, an Gott, ich würde ihn bitten, mich nach meinem Tod ganz hierzulassen und meine Seele einzuschließen mit meinem Körper in mein Grab, unter den Mauern meines schönen San Giobanni. Ringsum sieht man steinerne Tröge, von den Körnern ausgehauen für ihre Toten, jetzt aber offen und leer. In einem dieser Betten will ich endlich mich ausruhen und schlafen. In meinem Leben habe ich grausam unter der Verbannung gelitten; und war doch nur um eine Tagereise fort von Florenz. Ihm ferner, würde ich noch unglücklicher sein. Ich will immer in meiner vielgeliebten Stadt bleiben. Könnten auch die Meinen immer darin bleiben!

Fra Ambrogio:

Mit Grauen höre ich Euch den Gott lästern, der Himmel und Erde schuf, die Berge von Florenz und die Rosen von Fiesole. Und was mich am Meisten erschreckt, Messer Farinata degli Uberti, ist, daß Eure Seele dem Bösen ein edles Gepräge verleiht. Wenn, entgegen der Hoffnung, die ich noch festhalte, die unendliche Barmherzigkeit die Hand von Euch zöge, würde die Hölle, glaube ich, mit Euch Ehre einlegen.

U n a t o l e F r a n c e .

Durch Bildung zur Freiheit!

das soll der Wahlspruch einer **Gesellschaft** sein, die sich die — von Parteinflüssen freie — **politische Bildung und Erziehung** des deutschen Volkes zum Ziel setzt. Herren, die der Gesellschaft beitreten und sich an deren Unternehmungen mit Kapital beteiligen wollen, werden gebeten, ihre Adresse unter **R. B. 20** der Anzeigenstelle der „Zukunft“, Max Kirsstein, Berlin SW 68 Markgrafstr. 59 mitzuteilen.

Dr. Möller's Diätet. Kuren Heilliche Lage
Sanatorium nach Schmin Wirks. Heilort
besonders Chrom. Krankh.
Abteilung f. Miltterberrittitz; pro Tag 5 Mk.

Sanatorium Bühlau

bei Dresden.
Stets geöffnet. Prospekte frei.

Das Sexualleben

unserer Zeit in seinen Beziehungen zur modernen Kultur v. Dr. med. Iwan Bloch. 884 S. Preis geb. Mk. 8 —, geb. Mk. 9.50. Das vollständigste Nachschlagewerk über das gesamte menschliche Geschlechtsleben! Zu bez. v. Verlag Louis Marcus, Berlin W 15, Fasanenstr. 65a.

*In
waffen Göttern
erfällt man Wallung
durch die
Doppelse
Zeitling*

Leolin SW 68, Villmainstraße

Wagners
Saar-Riesling
Saa-Schaumwein

*Vornehmste deutsche
Schaumwein Spezialität.
Einzig in seiner Art.*

*Aus naturreinen Qualitätsweinen der Saar hergestellt.
Leicht, raffig, blumig und außerordentlich
bekanntlich.*

Centralverkaufsstelle: Berlin W 30.

Bestellungen
auf die

Einbanddecke

zum 96. Bande der „Zukunft“

(Nr. 40—52. IV. Quartal des XXIV. Jahrgangs).

elegant und dauerhaft in Halbfranz, mit vergoldeter Prägung etc. zum Preise von Mark 1.75 werden von jeder Buchhandlung od. direkt vom Verlag der Zukunft, Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 3a entgegengenommen.

Unserer heutigen Nummer liegt ein Prospekt des Verlages **Arthur Berg** in München bei, den wir der freundlichen Beachtung unserer Leser bestens empfehlen.

Korporation der Kaufmannschaft von Berlin
Handels-Hochschule Berlin

Das amtliche Verzeichnis der Vorlesungen und Übungen im Winter-Semester 1916/17 nebst Stundenübersicht ist erschienen und kann zum Preise von 30 Pf. durch den Verlag von GEORG REIMER, BERLIN W. 10, oder vom Sekretariat der Handels-Hochschule (Berlin O. 2, Spandauer Straße 1) bezogen werden.

Erste Immatrikulation: Donnerstag, den 26. Oktober. Beginn der Vorlesungen und Übungen: Montag, den 30. Oktober.

Der Rektor: Eitzbacher.

Steuerberatung

In all' Ihren
Steuersachen vertritt und berät
 Sie fachmännisch
 das **Steuerkontor** G. m. b. H.
 Berlin SW. 11, Großbeerenstr. 96
 Tel.: Amt Litzow 7365
 Prospekt „D“ frei.

Abiturienten-Examen

Damen werden schnell und gründlich zum Abiturienten-Examen vorbereitet im **Darmstädter Pädagogium**

*Städtisches
 Friedrichs-Polytechnikum
 Cothen Anb.*

Das *Vorlesungs-
 Programm* für das
Winter-Semester 1916/17
 ist erschienen und wird auf
 Wunsch kostenlos zugesandt.

*Beginn des Winter-Semesters
 am 19. Oktober 1916.*

Wildunger Helenenquelle

wird seit Jahrzehnten mit grossem Erfolge zur Hauttrinkkur bei Nierengriesicht, Stein, Eiwelss und anderen Nieren- und Blasenleiden verwandt. Nach den neuesten Forschungen ist sie auch dem Zuckerkranken zur Ersetzung seines täglichen Kalkverlustes an erster Stelle zu empfehlen. — Für angehende Mütter und Kinder in der Entwicklung ist sie für den Knochenaufbau von hoher Bedeutung.

— 1915 — 9306 Badegäste und 1,800,738 Flaschenversand. —

Man verlange neueste Literatur portofrei von den

Fürstl. Wildunger Mineralquellen, Bad Wildungen 4.

Salzbrunner Oberbrunnen

seit Jahrhunderten

heilbewährt bei **Katarrhen, Gicht**
 und **Zuckerkrankheit**

Versand durch **Gustav Striebold, Bad Salzbrunn I. Schl.**

Aufziehende
deutsche Artillerie



Denkt an uns! Sendet

Galem Aleikum

(Strohmundstück)

Galem Gold Zigaretten

(Goldmundstück)

Willkommenste Liebesgabe! Preis: Nr. 2 3 4 5 6 8 10
4 5 6 8 10 12 Pfd. Stück

20 Stück, feldpostmäßig verpackt, portofrei!

50 Stück, feldpostmäßig verpackt, 10 Pf. Porto!

einschließlich Kriegsausgleich

Orient Tabak- u. Zigarettenfabr. 'Yemidze' Dresden.
Joh. Hugo Ziehl, Hoflieferant 5 Pf. d. Königs- u. Sächsen



Trustfrei!



Bank für Handel und Industrie

(Darmstädter Bank)

Berlin — Darmstadt

Breslau Düsseldorf Frankfurt a.M. Halle a.S. Ham-
burg Hannover Leipzig Mainz Mannheim München
Nürnberg Stettin Strassburg i. E. Wiesbaden

Aktien-Kapital und Reserven 192 Millionen Mark

Centrale: Berlin, Schinkelplatz 1-4

30 Depositenkassen und Wechselstuben in Berlin und Vororten

Ausführung aller bankmässigen Geschäfte

Alleinige Anzeigen- „Die Zukunft“ nur Max Kirstein
Annahme der Wochenschrift durch Berlin SW. 68, Markgrafenstr. 59,
Fernspr. Amt Zentrum Nr. 108 09, 108 10.
Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zeile 1,20 Mk., auf Vorzugseiten 1,80 Mk.

Galamander

Die deutsche
Bestmarke



JOT
KOE



NITRA

AEG
Nitralampe

Für Inzerate verantwortlich: Friedrich Nethänder, Berlin-Steglitz,
Verlag von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57, Bülowstr. 66.